

Der Gesellschafter.

Freitag den 20. Oktober 1854.

Tages-Neuigkeiten.

Berlin, 15. Okt. Wie es heißt, ist die Antwort auf die östreichische Note vom 30. Sept. bereits hier beraten und soll ihre Absendung heute oder in diesen Tagen bevorstehen. Ueber den Inhalt derselben verlautet nichts Bestimmtes, doch vernimmt man, daß Preußen einen Bruch mit Oestreich nicht herbeiführen wird, und deshalb zu einer Verständigung mit Oestreich geneigt ist. Dagegen wird es seine bisher befolgte Politik nicht aufgeben und vielmehr darauf hinweisen, daß Oestreich sich den von Preußen und den übrigen deutschen Staaten entwickelten Ansichten anschließen möge. Auch wird die Note wohl zur Genüge den Beweis führen, daß es auf ein Politik im Sinne Rußlands nicht abgesehen ist.

Heute sind neueste Nachrichten über Sebastopol da, gut und hübsch zu lesen und nur mit einem Fehler. Sie sind über Wien gelaufen, einen Weg, den seit dem bekannten Poststartaren wahrheitsliebende Leute ungern eingeschlagen haben. Kurzum, die neuesten Nachrichten melden, am 5. Oktober hatten die Verbündeten angefangen, Sebastopol zu beschießen und am 6. Oktober hätten sie schon zwei Wreschen geschossen. Der Kugel- und Bombenregen sei fürchtbar gewesen. Die Polen, die einen Theil der Besatzung bilden, sollen sich empört haben.

Wien, 16. Okt. Nach einer Odessaer Nachricht war gegen Sebastopol bis zum 9. nichts Weiteres vorgefallen. (T. B. d. S. M.)

Wien, 15. Okt. Osten-Sackens Korps von 40,000 Mann, in der Krimm eingerückt, ist im Anmarsch auf Sebastopol. — Zur Stunde nichts Offiziells, ob das Bombardement am 7. dieß wirklich begonnen hat. (T. B. d. A. Z.)

Beinahe ist es, als mache sich Oestreich auf einen Winterfeldzug gegen Rußland gefaßt, sei es in Bessarabien, sei es in Polen, oder in beiden Ländern zugleich. Da die russischen Garden theils nach Polen, theils nach Bessarabien marschiren, so hat Feldzeugmeister v. Heß, der nach Wien berufen war, den Befehl erhalten, bei der Armee zu bleiben und wohl Acht zu haben. Fürst Gortschakoff in Wien, der russische Gesandte, beschäftigt sich mit der Frage: Bleiben oder nicht bleiben?

Vierzehntausend Mann Verstärkungstruppen wurden in aller Eile in Toulon eingeschiff, um nach der Krimm abzugehen.

Marschall St. Arnaud war unter dem Heere nicht

beliebt; es klebte mancher Fleck an seinem Nase, den der blutige 2. Dez. nicht abgewaschen hatte. Aber die letzten Tage haben Alle mit ihm versöhnt. Obgleich sterbenskrank kommandirte er in der Schlacht persönlich, saß fast 12 Stunden zu Pferde, mußte oft auf ihm gehalten werden und war überall, wo es nöthig war. Nur die seltsamste Willenskraft hielt ihn aufrecht. Die Soldaten mußten ihn halb wider Willen bewundern. Zwei Tage nach der Schlacht starb er an gänzlicher Entkräftung.

Am 30. Sept. wurde in den Kirchen zu Odessa ein Sieg der Russen bei Sebastopol gefeiert, wegen Entsetzung des von den Allirten bedrohten Forts Constantin. Den Truppen wurde dieser Sieg durch Armeebefehlshand gegeben, in welchem es heißt, Fürst Menschikoff habe den Feind gezwungen, sich von Fort Constantin nach dem Süden zurückzuziehen.

Die Leute in Petersburg werden wie unter der Glasglocke gehalten und haben doch böse Gerüchte. Die Regierung muß sonderbare Wahrheiten aussprechen, um die Niedergeschlagenen zu beruhigen, z. B. Oestreich könne keinen Krieg gegen Rußland führen; denn es müsse dem Bundeitag in Frankfurt geborchen und der sei der Meinung — Preußens. Ueberdies würden Oestreich und Frankreich aneinander gehegt werden.

Wenn Rußland auseressen muß, was es in Constantinopel eingebrockt hat, so wird es eine theure Schüssel. Schon jetzt können die Franzosen allein 400 Millionen Franks Kriegskosten berechnen. In London rechnet man gar nach Pfunden.

Wie's scheint, haben die Russen ihren lieben Freunden, den Engländern, drüben in China einen neuen Feind auf den Hals gehetzt. Der siegreiche Thronbewerber hat den Engländern in Canton den Fehdehandschuh hingeworfen. Er begrüßt sie als barbarische Sklaven, ausländische Teufel, Hunde und Affen und gebietet ihnen, ihre Kanonen, Schiffe und Waffen auszuliefern; wenn nicht, werde er im Frühjahr kommen und schreckliches Gericht halten. Der Fehdebrief klingt sehr lächerlich, kann aber zu den ernstesten Dingen führen; denn die Engländer verstehen in derlei Dingen keinen Spaß und die Eroberung Ostindiens hat mit ähnlichen Ereignissen angefangen.

Fürst Menschikoff nimmt gern den Mund etwas voll, wie in Constantinopel, so an der Alma. Den Tag vor der Schlacht schrieb er an seinen Kaiser: Ich erwarte die Franzosen in einer unüberwindlichen Stellung und

wären es ihrer 200,000, ich werde sie alle in's Meer werfen. — Die Abschrift des Briefes fanden die Franzosen nach dem Siege in dem erbeuteten Wagen des Fürsten. Seinen Generalstab redete er an: Offenbar, die Franzosen haben's satt; ich werde ihnen helfen müssen, daß sie sich schnell wieder einschiffen. — Den Hafen von Sebastopol hat der Fürst durch 5 versenkte Schiffe sperren lassen; die Verbündeten wollen aber Festung und Hafen von der andern Seite aufschließen.

Von der Schlacht an der Alma erzählt man sich noch folgende Einzelheiten: Einer von den zwei gefangenen russischen Generalen war auf der Ueberfahrt nach Constantinopel sehr mürrisch und sagte: Er habe geglaubt, gegen Menschen fechten zu müssen, aber nicht gegen Teufel in rothen Röcken! — Der zweite General wurde mit seinem Sohne, beide verwundet, unter einem Soldatenmantel liegend gefunden. Er sei froh, sagte er, daß er seine Wunde von einem englischen Grenadier bekommen habe und nicht von einem jener Leute in Unterröcken! (Er meinte damit die Hochländer.) Als eben die Schlacht zu Ende war, gab ein englischer Offizier einem verwundeten Russen aus seiner Feldflasche zu trinken, der russische Soldat schoss ihn dafür nieder, als er ihm den Rücken gekehrt hatte und wurde dafür natürlich gleich mit Bajonetten niedergestochen. — Es läßt sich gar nicht sagen, was englische Offiziere für die verwundeten Russen thaten. Sie gingen den ganzen Tag auf dem Schlachtfelde herum und gaben ihnen Brannwein, gerade wie ihren eigenen Blessirten. —

— Der *Pfirsich*, der uns so trefflich schmeckt, war ursprünglich eine giftige Mandel und das Fleisch wurde zur Vergiftung der Pfeile benützt. Erst die Verpflanzung und sorgfältige Kultur hat die Natur der prächtigen Frucht geändert, ihr das Gift genommen und ihr den Wohlgeschmack gegeben.

Künstlerleiden.

Eine Scene aus dem wirklichen Leben.

1.

Ein unfreundlicher, einförmig grauer Herbsthimmel wölbte sich über die verödete Flur, ein feiner Sprühregen vermehrte die immer bemerkbarer werdende Kälte des nahenden Winters und die Einförmigkeit und Raubheit der Natur mußte auch den Glücklichen, wenn nicht mit Traurigkeit, doch mit Unbehaglichkeit erfüllen, wie viel mehr den Armen, der mit thranenden Augen an die Leiden des Winters und sein Unvermögen sie zu mildern dachte.

Es war Sonntag. Die Glocken der Kirche Saint Price der Stadt Tournai riefen zum Abendgebet, als in ein kleines, unscheinbares, hinter der Kirche gelegenes Häuschen zwei Frauen eintraten. Die Ältere derselben wandte sich, nachdem sie den vertragenen Mantel abgelegt, an ihre jüngere Begleiterin mit den Worten:

„Louise, zünd' das Feuer an; Karl wird Hunger haben, denn er arbeitet schon unausgeseht seit diesem

Morgen, ich werde für ihn die Bouillon wärmen, die von unserem Mittagessen übrig geblieben.“

„Soll ich, liebe Mutter,“ entgegnete die also Angeredete mit sanfter Stimme, „hier oder in der Küche Feuer machen?“

„Mach' es nur hier, Louise. Du weißt, Karl, der vielleicht bald herunter kommt, liebt den Aufenthalt in der Küche nicht; doch leg nicht zu viel ein, es ist nicht sehr kalt heut' und wir bedürfen noch den kleinen Vorrath unserer Kohlen, um Karl's Atelier zu heizen.“

Das junge Mädchen gab durch ein Kopfnicken ihr Einverständnis zu erkennen und verließ das Zimmer.

Der Ort, wo dieses Zwiegespräch stattfand, war ein großes, viereckiges Zimmer, dessen bloßer Anblick schon das Herz mit Mitleiden erfüllen mußte. Vergelbtes Papier, die Rudimente einstiger Tapeten bedeckten nur unvollkommen die ihrer Verdünnung beraubten Wände; die morschen Fenster, mit theils zerbrochenen und wieder ausgebesserten, theils verbleichten Scheiben gewährten gegen den Regen nur unvollkommenen Schutz und die wenigen Mobilien, welche sich im Zimmer befanden, zeugten deutlich, daß hier die Armuth ihre Stätte aufgeschlagen. In einer Ecke stand eine jener mittelalterlichen Wandubren, welche die immer sich wiederholende Mode aus den Kumpelkammern unserer Voreltern hervorsuchte und in einer etwas veränderten Form uns als neu aufzwang, und das einförmige Picken ihres schweren Perpendikels klang fast gespenstisch, durch die weiten leeren Räume des Zimmers. Ueber dem halbzerfallenen Kamine hing ein Spiegel, mit angelaufenem Glas, dessen Namen noch Spuren einstiger Politur trug, und in den Vasen von weißem Alabaster, welche auf dem Gesims des Kamins standen, befanden sich verbleichte künstliche Blumen, welche wohl nur ihre Existenz dem qualvollen Gefühl ihrer Besitzer verdankten, welches diese beschlich, wenn sie eines der Zeichen ihres ehemaligen Wohlstandes vernichten wollten. Dem Kamine gegenüber stand einer jener alten, großen Schränke von Eichenholz, die mit künstlichem Schnitzwerk und messingenen Verzierungen besetzt, ja überladen, ehedem in jedem, nur irgend bedeutenden Hausstand anzutreffen waren, jetzt aber immer seltener werden. Außerdem bestanden die Meubles noch in drei hölzernen Stühlen und einem in der Mitte stehenden runden Tisch, über den eine Decke gebreitet war, welche Spuren von roth und grünen Streifen trug, die die allgewaltige Zeit mehr und mehr vernichtete.

Nirgends in dem weiten, tranrig-öden Raume erblickte man einen Luxusgegenstand, nirgends eine jener unnützen Kleinigkeiten, welche für uns schon ein Bedürfniß geworden, man fühlte, daß man in der Behausung eines Armen, aber eines verschämten, eines ehrlichen Armen verweilte. Die Armuth, die hier ihren Sitz aufgeschlagen, war weit verschieden von der, welche in Lumpen gehüllt auf offener Straße an unser Mitleiden appellirt, es war eine schüchternere, ja man könnte sagen, stolze Armuth, eine Armuth, die hinter verschlossenen Thüren ihr Unglück beweint und nicht die Welt zum Zeugen ihres Jammers, ihres Elends macht.

wärmen, die
also Ange-
in der Küche

ist, Karl, der
Aufenthalt in
es ist nicht
kleinen Bor-

heizen.
opfnähen ihr
Zimmer.

stand, war ein
Anblick schon
Bergelbtes Pa-

kten nur un-
Wände; die

nd wieder aus-
währten gegen

die wenigen
zeugten deut-

schlagen. In
Wandubren,

aus den Num-
und in einer

wang, und das
fels klang fast

des Zimmers.
n Spiegel, mit

Spuren einsti-
weisem Alaba-

nden, befan-
he wohl nur

Besitzer ver-
eines der Zei-

chten wollten.
olten, großen

dem Schnitzwerk
laden, ehemem

nd anzutreffen
Außerdem be-

Stühlen und
Aber den eine

rb und grünen
ehr und mehr

n Raume er-
eine jener un-

ein Bedürfnis
hausung eines

den Armen ver-
aufgeschlagen,

Pumpen gehüllt
pellirt, es war

stolze Armuth,
u ihr Unglück

hres Jammers,
Du noch bist."

Nachdem die Bouillon gewärmt, übernahm es die Mutter selbst, sie in die erste Etage zu bringen. Sie betrat ein kleines Zimmer, mit grauen, rohen Mauern, welches das Atelier ihres Sohnes war. Der junge Mann stand vor einer großen Staffelei, auf der ein bald vollendetes Gemälde ruhte. Er kam seiner Mutter entgegen und ein melancholisches Lächeln übersog sein schönes, wohlgeformtes, aber todtblasses Gesicht. Aus seinen großen blauen Augen leuchtete ein ungewöhnliches Feuer, ob der Begeisterung oder des Fiebers, wir glaubten fast des letzteren. Er trug keine langen Haare, keinen Bart, zwei Sachen, die ein Künstler der Gegenwart für unumgänglich nöthig hält. Sein Kopf war etwas gebeugt, sein Körperbau schlank und seine hohe Stirn trug deutlich Spuren, daß den Jüngling schon manche Leiden berührt hatten.

"Meine gute Mutter" sagte der junge Mann, "ich danke Dir herzlich für Deine Aufmerksamkeit. Du scheinst meine Wünsche zu errathen, denn ich wollte Dich schon um das, was Du mir bringst, bitten, aber eine unüberwindliche Gewalt fesselte mich an meine Staffelei. Sieh Mutter," fuhr er fort, indem er sie zu dem Bilde führte, "dies ist unsere Hoffnung, ach leider unsere einzige Hoffnung! Dieser Pinsel, diese Palette, diese Farben werden Dir, liebe Mutter und meiner guten Schwester ein sorgenfreies Leben schaffen und ich werde das unendliche Vergnügen genießen, Dir einen kleinen Theil meiner Schuld abzutragen."

Die gute Frau, ganz im Anschauen des sich mehr und mehr gestaltenden Bildes versunken, rief mit gesalbeten Händen: "Heilige Jungfrau, wie schön! Nicht wahr Karl, Du wirst dieses Gemälde sehr theuer verkaufen?"

Der Kopf des jungen Mannes war auf die Brust gesunken, er schien die Frage seiner Mutter nicht zu hören; während er die linke Hand auf ihre Schulter legte, drückte er in der rechten krampfhaft die Pinsel. Endlich erwachte er aus seinen Gedanken und als spräche er mit sich selbst, begann er mit sich mehr und mehr steigender Lebhaftigkeit: "Geld! Ruhm! Was ist der Ruhm ohne Geld! Der Reiche zuckt mitleidig die Achsel, wenn er dem Ruhm ohne Geld begegnet! Geld und immer Geld! Es sind die Pole, um die sich die Erde dreht. Dem Dichter, der durch die Macht seiner Worte tausende von Herzen entflammt, begeistert: dem Maler, der mit Aufopferung seiner Zeit und seiner Gesundheit auf die todte Leinwand ein Gemälde zaubert, dessen Anblick jeden entzückt, was bietet man ihnen?! Geld! Und wenn Du Geld bekommst, recht viel Geld, so kannst Du sicher sein, daß mit den blanken Geldstücken auch der Ruhm in Deine Tasche glitt! O Mutter, es gibt Augenblicke, wo man versucht wird, das Leben für eine Last zu halten!"

"Still, lieber Sohn! Du wirst einst noch glücklich werden, denn Du bist so gut! Gott ist gerecht und ich bete für Dich alle Tage zu ihm. Wenn Dein Vater noch lebte, würde er stolz auf Dich sein und er steht gewiß segnend auf Dich hernieder, der Du für Deine Mutter und Schwester arbeitest, deren einziger Trost und Stütze Du noch bist."

Karl hatte ohne Zweifel für seine Kunst entschiedenes Talent, aber es fehlte ihm an tüchtiger Ausbildung. Er hatte nie seine Heimath verlassen und doch kann der Maler nur durch die Anschauung und das Nachstreben großer Muster Großes erreichen. Dem jetzt vierundzwanzigjährigen Künstler hatte der Tod vor fünf Jahren den Vater geraubt und mit seinem Verschwinden betrat das Elend die Wohnung seiner Familie, denn ihres Ernährers beraubt, versank sie bald in die tiefste Armuth. Seit dem Tode seines Vaters arbeitete Karl an einem Gemälde, welches er nach Brüssel zur Kunstausstellung senden wollte und auf das er alle seine Hoffnung setzte. Ob mit Recht! Wer wagt dies zu entscheiden! Die Wege der Kunst sind rauh und beschwerlich und hier mehr, als irgendwo anders, gibt es viele Berufene, und wenige Auserwählte.

Karl war bis jetzt noch nicht mit einem großen Gemälde, welches die Aufmerksamkeit der Kunstwelt auf ihn lenken konnte,orgetreten, er konnte daher auch weder von Erfolg, noch von Nichterfolg seiner Leistungen sprechen. Einige kleinere, unbedeutende Gemälde, die er in der Provinz verkauft hatte, konnten über die Begabung des Künstlers keinen Maßstab abgeben und mit dem gegenwärtig unter seinem Pinsel entstehenden Gemälde wollte er zum ersten Mal vor die Welt treten, mit ihm hoffte er Ehre, Ruhm und Glück zu erlangen.

Die Phantasie ist die stete Begleiterin der Kunst. Ein Künstler ohne Phantasie gleicht einer Sonne ohne Wärme, eben so wenig Letzteres möglich, eben so wenig ist Ersteres denkbar. Die Phantasie des Künstlers ist die Mutter seines Ruhmes, seines Glückes, aber sie ist auch nur zu oft die Erzeugerin seines Unglückes, seines Elends. Am, den fürchterlichsten Entbehrungen ausge- setzt, zauberte sich Karls innere geschäftige Phantasie die herrlichsten Gebilde. Er sah im Geiste sein Gemälde bewundert, er sah sich geehrt, von allen Seiten brachte man ihm Glückwünsche dar, Glück und Wohlleben kehrte in seine Wohnung, die so lange die Stätte der Armuth war, ein; wie das Volk Moses träumte er von einem gelobten Lande, welches der Preis seiner langen Entbehrung sein würde!

Wie vielmals verließ er seine ärmliche Wohnung mit stolzem Blick, hoch erbobenem Kopf und die Brust mit freudiger Hoffnung erfüllt. Er sagte sich, daß diese Reichen, die in prächtigen Wagen an ihm stolz vorüber rollten, diese Glücklichen der Erde, die ihn, den Armen, den Unbekannten, keines Blickes würdigten, dereinst stolz darauf sein würden, wenn er ihre Schwelle betrete. Es ist eine Wohlthat für den Sterblichen, daß er die Zukunft nicht einschleiern kann, es ist ein Glück für ihn, daß ihm der Himmel Hoffnung gab. Wie oft, wenn er die Fluren durchstreifte, und sorgfältig jeden Stein vermied, der die schon begonnene Auflösung seines Schutwerkes beschleunigen konnte, träumte er sich an die Seite eines geliebten Weibes, umgeben von lieblichen Kindern. Seine Künstlerträume schmückten seine gute Schwester mit Allem, was das Herz des Menschen erfreut, und auf seiner ehrwürdigen Mutter Gesicht sah er im Geiste nach langen Tagen das erste Mal ein glückliches Lächeln.

Aber die Wirklichkeit, die kalte, furchtbare Wirklichkeit erwartete ihn auf der Schwelle seiner Wohnung und verschuchte seine lieblichen Träume. Das aus Sparsamkeit ausgelöschte Talglöckchen wurde bei seinem Eintreten angezündet und bei seinem matten, flackernden Licht sah er mit blutendem Herzen die rothgeweineten Augen seiner Mutter und seiner Schwester. Auf seine Fragen antwortete man entweder ausweichend oder mit Thränen, und das Herz hätte ihm springen mögen, wenn er den unendlichen Jammer der Seinen sah. Endlich, nachdem er lange vergeblich nach dem Grunde gefragt, zeigte man ihm einen in grobem, beleidigendem Tone abgefassten Mahubrief eines Gläubigers, der nicht länger warten wollte und mit Pfänden drohte. Ein Seufzer stieg aus der Brust des Junglings und, selbst ohne Trost, versuchte er doch seine Lieben zu trösten.

So folgte ein Tag dem andern. Karl arbeitete jeden Tag mit ängstlicher Ausdauer, die schlechte Speise untergrub seine Gesundheit, ein Brustübel nahm mit jedem Tage zu. Einer seiner Freunde, ein junger Mediciner, empfahl ihm eine seiner Gesundheit höchst wohltätige Kur an, aber man bedurfte, um sie auszuführen, alten Wein und andere theure Sachen, und aus Mangel an dem dazu erforderlichen Gelde mußte sie unterbleiben. Ja selbst die Milch wurde ihm versagt, denn die Milchfrau, der man seit einem halben Jahre sechs Franken schuldete, wollte nicht eher ihre Waare hergeben, bevor sie bezahlt war.

3

Der Frühling kam. Das Gemälde Karls war vollendet. Freunde und Kunstkenner strömten herbei, man bewunderte es, man verkündigte dem Künstler einen glänzenden Erfolg, aber Niemand sprach von Kaufen.

Die Natur breitete über die öden Fluren einen grünen Teppich, die belebenden Strahlen der Sonne küßten die ersten Blumen auf; überall herrschte Freude und Gesang, aber das kleine Haus des Künstlers stand mit dem Jubel der Natur in grellem Contrast. Ein trockener Husten zerriff die Brust des Junglings und machte ihn mit jedem Tage schwächer und elender. Und doch baute er jetzt mehr denn je Luftschlösser. Er sagte seiner Mutter, daß, sobald sein Gemälde abgehandelt, er nach Brüssel reisen wollte. Allein um mit Anstand vor seinen Kollegen erscheinen zu können, bedurfte er eines anständigen Anzuges, die Reise nach Brüssel und der Aufenthalt erforderte ebenfalls eine Geldsumme, und ein ehrlicher Mann, der bereits einmal, als die Miethe fällig gewesen war, gegen 30 Procent der Familie mit seinem Geldbeutel zu Hilfe gekommen, erklärte sich bereit, gegen die Kleinigkeit von 40 Procent, eine neue Anleihe zu bewerkstelligen. Man nahm diesen Antrag, weil man mußte, nach langem Zögern an und das Gemälde wanderte endlich nach Brüssel.

Es war Sonntag. Die Familie war in dem Zimmer, welches wir im Anfange beschrieben, versammelt. Der Sonntag in einer kleinen Stadt ist unendlich traurig und langweilig. Die Straßen sind verödet, die geschlossenen Kaufstätten vermehren noch die monotone Einförmigkeit der

Straßen und das Rollen der Wagen, welches in den Wochentagen die Stille wenigstens mitunter unterbricht, wird durch das Läuten der Glocken, welche die Gläubigen zum Gebet rufen, ersetzt. Die Mutter Karls saß in einer Ecke und murmelte ein pater noster, während sie in ihren Händen einen Rosenkranz bewegte. Louise saß am Fenster und ihre großen Augen blickten träumerisch auf die traurig öden Straßen. Karl ging mit großen Schritten und den Kopf auf die Brust gesenkt im Zimmer auf und ab. Das entschundene Jahr hatte ihn auffallend entkräftet; seine Augen leuchteten von einem wilden, unheimlichen Feuer, eine dunkle, unnatürliche Röthe bedeckte seine Wangen, und seitdem sein Gemälde nach Brüssel abgegangen, befand er sich in fieberhafter Aufregung.

Pföblich schien ein elektrischer Schlag die drei im Zimmer befindlichen Personen zu treffen. Die Mutter ließ ihren Rosenkranz fallen, Louise sprang von ihrem Sitz auf, Karl stand wie vom Donner gerührt still. Man klopfte. Niemand besuchte die arme Familie Jemand, Gläubiger konnten unmöglich an einem Sonntage mahnen. „Öffne, Louise,“ sagte Karl und diese verließ das Zimmer.

Eine erwartungsvolle Stille herrschte im Zimmer: endlich vernahm man die Worte: „Vierzig Centimes für einen Brief von Brüssel.“

„Ein Brief von Brüssel!“ rief Karl emporsahrend und der eintretenden Schwester den Brief entreißend. Eben wollte er ihn öffnen, als ihm die Mutter bemerkte, daß er nicht zu voreilig sein sollte, da sie nur zwanzig Centimes besitze. Karl starrte seine Mutter an, seine Hände suchten in den Taschen seines alten Anzugs. Vergeblich! Nirgend's ein Centime.

„Beileben Sie sich,“ ertönte die Stimme des Postboten.

„Wir müssen den Brief zurückgeben,“ begann die Mutter mit einem Seufzer.

Karl prüfte die Adresse und das Siegel des Briefes und begann mit dumpfer Stimme: „Er ist von Herrn N., einem Mitgliede der Kommission der schönen Künste, demselben, an den ich mein Bild gesandt habe.“

Louise blaß und mit wogendem Busen sagte endlich zur Mutter:

„Gib mir die 20 Centimes, ich werde mir bei unserer Nachbarin noch 2 Centimes leihen und ihr sagen, daß Du nicht zu Hause wärest.“

Die Mutter willigte ein und Karl konnte, von innerer Aufregung überwältigt, nur: „Ich danke,“ stammeln. Er riß das Siegel auf und las mit zitternder Stimme: „Gehörter Herr. Ungeachtet meiner Bemühungen und meiner Bitten ist es mir nicht gelungen. . .“ Ein herzzerreißender Schrei entfuhr seinen Lippen, seine Kniee dracken zusammen. . . er war todt.

Bisweilen ist der Tod eine Wohthat. Gewiß war er es hier. Aber die armen Hinterlassenen, sie, deren einzige Stütze, deren Hoffnung er war, sie sind zu bedauern, zu beklagen.